

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 110.

Dienstag den 13. Mai 1902.

17. Jahrgang.

Berliner Brief.

Von H. Eulius.

Wachheit und Leben.

Hochortau. — Die ehrgeizige Wittwe. — Talmiadel. — Die feierlichen Künstler.

Nach sind die Wunden derer nicht geheilt, die bei dem Eisenbahnunglück von Altenbeken schwer verletzt wurden, noch liegen viele der unglücklichen Passagiere auf hartem Schmerzlager, und schon wieder hat die Katastrophe von Hochortau unendliches Leid über Familien gebracht. Abermals hatte Berlin das traurige Vorrecht, den Löwenanteil zu den Verunglückten zu stellen. Die D-Züge fangen an, eine traurige Rolle in der Geschichte der deutschen Eisenbahnen zu spielen. Altenbeken vor Weihnachten, Hochortau vor Pfingsten, hoffentlich werden nicht alle Feste des Jahres durch solche Katastrophen ausgezeichnet werden. Eines muß gesagt werden, angenehm wirken solche Trauernachrichten nicht. Um die gegenwärtige Zeit beschäftigt sich alle Welt damit, Reisepläne für Pfingsten zu entwerfen, ja nicht wenige haben schon Kurobuch, Papier und Bleistift zur Hand genommen, um ihre Sommerferien zusammenzustellen. Das ist im allgemeinen eine sehr angenehme Beschäftigung, man schweigt schon pränumerando in kühler Gletscherluft, plätschert in Gedanken in der See und genießt in der Einbildung Sonnenaufgänge, Absterbe und dergleichen Annehmlichkeiten mehr. Da die diversen Hotelrechnungen noch nicht präsentiert worden, ist die Unterhaltung sehr nett und da plätscht denn plötzlich die Schreckensnachricht von einem Eisenbahnunglück hinein. Ja, du lieber Gott, das ganze Vergnügen ist weg und ängstliche Gemüter erwägen, ob sie sich ihre Sommerreise nicht am besten überhaupt ganz verzeihen sollen.

Aber Thiesen, der preussische Eisenbahngewaltige, braucht nicht zu verzagen. Wenn es keine Vergnügungsfreunde mehr geben sollte und wenn sogar der Strom der Handlungsreisenden oder sonstigen in Geschäften reisenden Persönlichkeiten nachlassen sollte, eine Klasse und zwar eine zahlreiche von Eisenbahnpassagieren wird immer übrig bleiben, das ist die der Desfraudanten. Kein Tag, an dem nicht der eine oder andere dieser Gentlemen das Bedürfnis fühlt, ein Stück Landes zwischen sich und die königliche Staatsanwaltschaft zu legen. Leider gehören in neuerer Zeit zu diesen nach einer Lustveränderung so begierigen Leuten auch

Angestellte unserer städtischen Verwaltung. Nach einander sind nicht unbedeutende Veruntreuungen vorgekommen, einer der Desfraudanten hat sich selbst getötet, die anderen sind geflohen. Spasshaft war die Art und Weise, in der sie ihre Flucht bestellten. In dem Augenblick, da unvermutet eine Revisionskommission erschien, ergriffen sie ihren Hut, ließen den Ueberzieher im Stiche und verschwanden. Man soll sie noch erwischen.

Bisher ist die Rufertgiltigkeit der Berliner Stadtverwaltung immer in den höchsten Tönen gepriesen worden. Nun haben ja Kenner der Verhältnisse immer sich sehr skeptisch zu den Vobuhdeleien verhalten, man nahm aber doch an, daß wenigstens der mechanische Verwaltungsorganismus in Ordnung sei. Die jüngsten Vorgänge zeigen, daß auch diese Meinung unberechtigt war und es ist an den maßgebenden städtischen Behörden, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Ob es aber geschehen wird, steht sehr dahin. Aber nun angenommen, eine sehr strenge Kontrolle machte es von nun an Beamten und Angestellten unmöglich, Desfraudationen zu verüben, was wäre damit gewonnen? Gar nichts, die Herren würden sich eben auf ein anderes Fach verlegen, denn das Gebiet der Gaunerei ist unendlich groß. Und die Spitzhaken und Betrüger werden schon deshalb nicht alle, weil die Dummen, die förmlich darnach schreien, betrogen zu werden, nicht alle werden.

Was denken Sie beispielsweise von folgendem Fall? In Berlin lebt eine sehr reiche Wittwe. Sie ist nicht mehr die Jüngste, denn sie hat drei erwachsene Kinder, aber sie versteht doch noch, jugendlich zu fühlen, und als sich ihr vor einiger Zeit ein junger Aristokrat, der Abkömmling eines der ältesten französischen Adelsgeschlechter näherte, da konnte sie ihm nicht widerstehen. Heimlich verliebte sie mit ihm Berlin und in Dover ließ sie sich trauen. So war im Handumdrehen aus einer bürgerlichen Frau eine blaublättrige Gräfin und Marquise geworden. An die Vermählung schloß sich eine Hochzeitsreise durch Frankreich und die Schweiz. Schon auf dieser flogen Madame la Marquise ernste Bedenken über ihren Gemahl auf, denn seine Mäuren waren im höchsten Grade plebejisch, und ihre Befürchtungen erreichten ihren Höhepunkt, als er in Genf den größten Teil ihres Schmuckes für 12 000 Francs veräußerte. Sie wagte aber nicht gegen ihn aufzutreten, denn er hatte die ungemütliche Gewohnheit, immer einen Revolver

bei sich zu tragen. Es läßt sich schwer gegen jemanden bisfittieren, dem die Ueberredungskraft eines Sechsläufers zu Gebote steht. Sie schrieb aber insgeheim nach Hause und drängte ihren Vatten, so bald als möglich ihr Berliner Heim aufzusuchen. Hier war ihm ein warmer Empfang vorkereitet. Die Stiefföhne empfingen ihn am Treppenaufgang der ersten Etage und warfen ihn lachstüblich die Stiege hinunter. Vielleicht wäre er anders empfangen worden, wenn sich nicht mittlerweile auch noch herausgestellt hätte, daß der Aristokrat, der sein Geschlecht angeblich bis auf die Kreuzzüge hinaufführen konnte, in Wahrheit der Sohn eines Berliner Bäckermeisters ist. Seinen Adel „soll“ er durch Adoption seitens eines gänzlich verkommenen und ruinerten Edelmannes erhalten haben. Natürlich wird es jetzt Prozesse auf Prozesse geben, das Ende vom Liede aber wird doch sein, daß der Abenteuer mit einer nicht zu knapp bemessenen „Entschädigung“ abziehen wird. Da es noch viel ehrgeizige Wittwen giebt, so kann er den Trick noch oft wiederholen.

Der pikante Gesprächsstoff, den der eben erzählte Fall bietet, ist den Berlinern um so willkommener, als ein anderer, auf den sie sich schon gespitzt hatten, ihnen vorläufig wenigstens, aus den Jähnen gerückt ist. Dieser Tage sollte vor Gericht der große Streit Geyger wider Klinger ausgetragen werden. Sie erinnern sich noch, Klinger, der Schöpfer des Beethovens, hatte, erbost über ein böses Urteil von Reinhold Begas über die Sezeffion, allerlei dankte Vorwürfe gegen die Berliner Künstler erhoben und nach einigem Hin und Her den Professor Ernst Moritz Geyger einen „Testamentenkünstler“ genannt, d. h. er sollte mit Testamenten reicher Mäcene Schiebungen gemacht haben, so daß sie statt der Allgemeinheit, wie sie sollten, allein ihm zugute kommen sollten. Mit begreiflicher Spannung sah man der Verhandlung entgegen. Anfangs schien es auch so, als wollten die Gegner, wie jene ergrimmten Löwen, die einander bis auf die Schwänze verzehrten, sich auf das erbitterteste zu Leibe gehen und sie ließen es an giftigen Stachelreden nicht fehlen, dann aber besannen sie sich eines Besseren, ließen den Termin vertagen und werden sich wohl vergleichen. Das ist ein erfreulicher Ausgang, der in diesem Falle recht unerfreulich ist.

Trauringe

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Ersparnis hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier,

1777

Langgasse 3, 1 Stiege, kein Laden, Langgasse 4, 1 Stiege.



In meinem Zweiggeschäfte
Marktstrasse 19a,
Ecke Grabenstrasse,

werden sämtliche

Schuhwaaren

wegen Aufgabe dieser Filiale,

zu ganz bedeutend herabgesetzten Preisen **ausverkauft.**

5680

Ferdinand Herzog.



* Tägliche Unterhaltungsbellelage des „Wiesbadener Generalanzeiger“. *

Kranke Seelen

Original-Roman von Karl Ed. Klopfer.

(Nachdruck verboten.)

(35. Fortsetzung.)

Willers ergriff die Hand Theas. „Sie dürfen sich Zeit lassen, sich zu dieser Pflicht zurückzufinden, gnädige Frau. Sie hören ja, Ihr Gatte selbst will es Ihnen erleichtern, das edle Vorhaben. Sie brauchen sich nicht durch Zwang erschrecken zu lassen. Ganz von selber soll der Riß verwachsen, vor dem Sie jetzt noch schauern. Sie brauchen sich daher nichts abzumühen, bleiben Sie nur ruhig an der Seite des Gatten. Zärtlichkeit kann er von Ihnen noch nicht verlangen — dulden Sie ihn einstweilen nur. Das Andere wird die Zeit schlichten.“

Sie konnte nur mit Seufzern antworten.

„Und indessen werden wir dafür sorgen, daß das gefährliche Mitleid für diesen Deklassierten abgedämpft wird, indem wir ihm wenigstens eine materiell gesicherte Position ausfindig machen. Lassen Sie mich nur machen. Ich suche ihn heute noch auf und dann berathe ich mich.“

„Mit mir über die Mittel, welche ihm am besten...“

„Pardon! Mit dem Baron Kiestwetter wollte ich sagen. Ich weiß, daß er mit Freunden seine Hand dazu bieten wird, dem Manne — im fernen Auslande eine Existenz zu gründen. Und Sie müssen ja auch überzeugt sein, daß wir Alles thun werden, was von Nutzen ist. Nicht wahr, Sie wissen, daß Sie sich fortan um das Schicksal unseres Schütlings gar nicht mehr zu kümmern brauchen?“

Sie drückte mehrmals das Kinn gegen die Brust; das sollte Zustimmung, Resignation und — Dank ausdrücken. Und Willers nahm es zugleich als Abschiedsgruß, verneigte sich ehrerbietig und ließ sie allein — allein mit ihrem grauen Harne...

Draußen hob Willers seine Arme wie zu einem Dankgebet gegen den Himmel: „Heureka! Ich hab's gefunden — da ist sie, die Lösung! Sie kann nicht mehr lassen von dem Anderen. Da bin ich auf festen Grund in ihr gekommen. Und jetzt — zu dem anderen Patienten! Meiner Frau, sie lassen mir kaum Zeit zum Verschnaufen! So ein Seelenarzt, der muß sein eigener Assistent sein, Operateur, Apotheker und Wärter — Alles in einer Person. Es ist nur gut, daß ich nicht Familienvater bin — dazu hätte ich entschieden keine Zeit übrig!“

Er begab sich in das Arbeitszimmer des Barons, wo der junge Mann mit verschränkten Armen auf und nieder wandelte, offenbar mit dem Problem beschäftigt, sich mit Thea das künftige Glück zu erziehen, wie er es ihr vorgeschlagen hatte.

„Ah, Professorchen! — Stören? Keineswegs. Bitte, nehmen Sie nur Platz!“

„Wenn es Ihnen recht ist, so begleite ich Sie lieber auf Ihrer Zimmerpromenade,“ sagte Willers und zog den Arm des Barons in den seinen. „Es redet sich da auch recht gut.“

„Sie wollen mir etwas über meine Frau sagen? Fürchten Sie etwa...“

„Fürchten, fürchten! Was denn? Frau Gemahlin braucht Ruhe, nichts als Ruhe!“

„Ihr Universalmittel!“

„Das beste für eine kranke Seele.“

„Sie hat Ihnen gestanden —“ fuhr ihm Gerhard ins Wort, von einem naheliegenden Gedanken ergriffen.

„Was denn? Daß sie Leid hat? Das sieht man ja und braucht doch nicht erst nach den Gründen zu fragen. Sie leiden ja aus denselben Ursachen. Ihnen aber hätte ich ein anderes Heilmittel vorzuschlagen. Sie sollten jetzt eigentlich — noch einmal auf Reisen gehen. Damit gewinnt fürs Erste Ihre Frau Gemahlin die absolute Ruhe, die ich ihr verordnet habe — und Sie kommen zu der gesunden Ablenkung, die Ihnen noththut. Der Mann braucht das brausende Leben, wenn ihm im engsten Bezirke seiner inneren Welt ein Umsturz widerfahren ist.“

„Und ich lechze gerade danach, in stiller Häuslichkeit den Trost für mein herbes Schicksal zu suchen.“

„Da werden Sie wieder in Ihre Selbstquälereien verfallen, fürchte ich.“

„Wenn mir ein liebes Weib die Schatten von der Stirn streicht und ich Alles daransehe, sie in meinem treuen Arm Glück und Frieden finden zu lassen?“

„Sie vergessen, daß Sie erst noch ein Anderes zu lösen haben, was Ihnen früher schon den Chetrieden zerrissen hat. Jetzt beschäftigt Sie noch ausschließlich das Leid über den Heimgang Ihrer geliebten Mutter, und das giebt Ihnen ein falsches Bild von Ihren zukünftigen Wünschen. Wenn Ihre gegenwärtige Wunde vernarbt ist, wird jene ältere wieder aufbrechen, die Sie Ihrer Gattin entfremdet hat. Da werden sich — die bösen Träume wieder einstellen.“

„Aber bester Freund, merken Sie denn nicht, daß ich gerade durch diesen jüngsten Schicksalsschlag andererseits zu neuen Kräften gekommen bin? Ich fühle wirklich das Bedürfnis, mir mein Leben neu zu bestellen. Die Hypochondrie ist von mir gewichen.“

„Weil Sie durch Ihre jüngste Reise aus Ihrer gewöhnlichen Umgebung herausgerissen worden sind, und das war freilich gut — so gut, daß ich die Kur eben fortsetzen möchte, indem ich Ihnen zu einer weiteren Reise rathe. Warum wollen Sie nicht endlich den Versuch wagen, Ihr gestörtes Gedächtnis wieder einzurichten?“

„Ich begreife Sie nicht mehr, Professor! Sie selbst haben mir immer zugeredet, mich über das seltsame Phänomen meines Gedächtnisbruchs hinwegzusetzen, haben mir zu allen möglichen Mitteln gerathen, mich darin zu finden — und jetzt...“

„Ja, jetzt halte ich Sie eben für genugsam gekräftigt, einen anderen Weg einzuschlagen. Träumen Sie denn nicht mehr?“

„Oh, fast jede Nacht — immer dasselbe, ganz so wie einst. Aber ich habe es aufgegeben, dieses Traumleben mit der Wirklichkeit verschmelzen zu wollen. Ich habe Ihnen ja gesagt, ich habe mich daran gewöhnt, daß ich zweifach lebe. Aber jetzt habe ich endlich den Willen erlangt, auch mein irdisches Dasein freundlicher auszugestalten, so daß es auch der Frau Befriedigung gewähre, die mir ihr Leben anvertraut hat.“

„Das könnte aber nicht früher in Erfüllung gehen, als

ois Sie zum vollen Zusammenhange Ihres eigenen Seelenlebens gelangt sind," sagte Willers hartnäckig.

"Wie denken Sie sich überhaupt den Weg dazu, indem Sie mir rathen, mein gestörtes Erinnerungsvermögen wieder einzurichten zu suchen?"

"Wenn Sie zum Beispiel reale Nachforschungen anstellen, anknüpfend an die Verhältnisse der Personen, die in den fünfzehn Monaten jenes versunkenen Zwischenlebens unzweifelhaft eine Rolle gespielt haben. Da war vor Allem dieser Alfred Boß, Ihr Bufenfreund, der Ihnen damals zur Flucht — nach England, glaube ich — verholfen hat."

"Er ist todt, der Brave, für immer verstummt, der mir die Lösung meines Räthfels hätte geben können. Ja, wenn ich ihn aus der Erde scharren könnte! Nicht um mir in erster Linie die Fundamente für den Wiederaufbau der verschwundenen Erinnerung zu verschaffen — zunächst würde ich nur an die größere Dankeschuld denken, die ich an ihn abzutragen hätte."

"Nun, mein Herr Baron, ich sehe mich durch einen Zufall im Stande, Ihnen doch noch eine Möglichkeit zur Abtragung dieser Schuld zu eröffnen."

"Was sagen Sie da?" rief Gerhard, aufs Aeußerste interessiert. "Sie wüßten eine solche Möglichkeit? Oh, dann sprechen Sie, und ich werde unverweilt Alles daransetzen! . . . — Aber es ist Ihnen wohl nur um irgend ein philosophisches Experiment zu thun, um ein Gleichniß oder was weiß ich! Oder wäre es denkbar, daß jene amerikanische Todesnachricht falsch gewesen, und daß Boß doch noch lebt?"

"Nein, Doktor Boß ist ohne Zweifel todt — ertrunken unter den Umständen, die uns bekannt geworden sind. Seine Heimathsbehörde hat mir das in den jüngsten Tagen erst — auf meine persönlichen Erkundigungen an Ort und Stelle, mit allen amtlichen Belägen bestätigt."

"Sie waren jetzt in Karlsruhe?"

"Meine Reiseroute führte in der Nähe dieser Stadt vorbei, und da habe ich den kleinen Absteher nicht gescheut. Mir war plötzlich der Einfall gekommen, ob man denn auch schon Alles versucht habe, sich über den Tod Ihres Freundes Gewißheit zu verschaffen, und da ich mich unausgesetzt mit den Plänen beschäftigte, Ihnen Anknüpfungspunkte zur Schließung Ihrer abnormen Gedächtnislücke an die Hand zu geben."

"Mein treuer Beschützer," sagte Gerhard gerührt, ihm die Hand drückend. "Ihre Hingebung hätte wohl verdient, durch das erwünschte Resultat belohnt zu werden."

"Nun, ich bin auch nicht ganz unzufrieden mit dem Erfolg meiner Bemühungen. Ich habe da sogar ein recht überraschendes Moment in Erfahrung gebracht — und Ihnen davon Mittheilung zu machen, war der vornehmste Zweck meiner jetzigen Unterredung mit Ihnen. Also hören Sie und staunen Sie! — Alfred Boß ist todt, ja — aber er hat Verwandte hinterlassen."

"Nicht doch, ich kannte seine Verhältnisse sehr genau; er stand völlig allein."

"Als Sie ihn kannten — ganz richtig. Aber was würden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen die interessante Thatsache mittheilte, daß er wenige Wochen nach Ihrer gemeinsamen Flucht aus dem heimathlichen Großherzogthum — in einer anderen deutschen Stadt geheirathet hat?"

"Ah das ist doch . . . Und wie erfuhren Sie denn . . . ?"

"Auf die einfachste Weise. Als sich der Mann in Goldenstein — das ist nämlich der Ort, wo er sich zunächst nieder gelassen — wohl ihm selbst recht unvernünftig ein Bräutchen erobert hatte, da mußte er ja, um den Eheschließungsformalitäten zu genügen, bei seiner Heimathsbehörde sein Aufgebot nachsuchen. Und so konnte man mir wirklich zu den Personalien des nunmehr Verstorbenen die Ergänzung liefern: „Verheirathet seit Juni 1848 — in Goldenstein."

"Merkwürdig, höchst merkwürdig! Das Allermerkwürdigste aber ist dabei der Umstand, daß er das unternehmen konnte, daß er sich so unverhohlen mit der Karlsruher Behörde in Verbindung setzen konnte, trotzdem er doch auf der Flucht war. Dürfte er denn darauf rechnen, daß man ihn an dem Ort seiner neuen Niederlassung, in dem deutschen Goldenstein, unbehelligt lassen würde?"

"Auch das vermag ich Ihnen auf eine ganz einfache Art zu erklären, Herr Baron. Doktor Boß war damals noch gar nicht auf einer eigentlichen Flucht. Er scheint für seinen Theil nur eine Studienreise vorgehabt zu haben, als Sie mit jenem Trendelberg bei ihm ankamen. Der Ort, wo Sie sich von ihm getrennt haben, scheint schon der nächste außerhalb der Badener Grenze gewesen zu sein, und nur bis dahin brauchte er Ihnen seinen Schutz angedeihen zu

lassen. Dann begab er sich nach Goldenstein, die Alterthümer der interessanten Stadt zu durchforschen. Ihre Flucht muß wohl so vollkommen gelungen sein, daß Boß zunächst sogar von jedem Verdacht seiner Verhülfe dazu frei war; natürlich, die Polizei brauchte ja gar nicht erfahren zu haben, daß Sie sich mit Trendelberg zuerst nach Karlsruhe gewandt hatten. Und da man Boß auf solche Art in Goldenstein unangefochten ließ, konnte er es endlich sogar wagen, sich — als es zum Heirathen kam — in seiner Vaterstadt ordnungsmäßig aufbieten zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)



Die letzte Flasche.

Novellette von Charles Foley.

(Nachdruck verboten.)

Ich war ein Jüngling von etwa 16 Jahren, als mir gegen Ende October der Chevalier von Mauville, ein Großgrundbesitzer, dessen Notar mein Vater war, die Ehre erwies, mich auf eine Woche zu sich auf sein Schloß zu laden. Ich reiste widerwillig ab; erstens, weil mir die Wohnung des Chevaliers, eine düstere Burg aus altem Granit, die von kleinen Thürmchen flankirt wurde, als ein recht unheimlicher Aufenthalt erschien, dann auch, weil der Chevalier, ein großer Mensch mit rauher Sprache und hellen, bössartig funkelnden Augen, mir noch größere Furcht einflößte, als das Schloß, in dem er in scheinbarer Zurückgezogenheit lebte. Ich hatte ihn in der That stets nur bei Tisch oder auf der Jagd gesehen, wo er wie ein Menschenfresser aß und trank und seine Hunde peitschte. Wenn mir das Schloß auf den ersten Eindruck so unheimlich erschien, wie ich es erwartet hatte, so war dagegen der Empfang von Seiten des Herrn von Mauville weit herzlicher, als ich zu hoffen gewagt.

Die ersten Tage, die mir noch etwas eintönig vorkamen, gingen ohne den geringsten Zwischenfall vorüber. Der Chevalier jagte, frühstückte dann, jagte wieder, dinirte dann, doch ohne seine Hunde allzu sehr zu prügeln und seine Diener allzu sehr zu beschimpfen. Es versteht sich von selbst, daß ich ihn überallhin und die ganze Zeit über begleitete. Meine ausnehmende Ungeschicklichkeit in der Handhabung der Feuerwaffen, meine absolute Unkenntniß der Jagdausdrücke lieferten ihm hundertmal täglich die Gelegenheit, mir eine Lektion zu halten und mich durch Wissen zu blenden. Seine geschmeichelte Eitelkeit unterstützte seine Fröhslichkeit, und Abends, wenn die Tafel abgedeckt war, schloßen wir Beide zu gleicher Zeit ein; wir lagen jeder in einem jener großen Fauteuils mit alterthümlicher Tapissiererie, die an jeder Seite des mit Säulen geschmückten Kamins standen.

Am Tage vor meiner Abreise sprach der Chevalier davon, mich noch da behalten zu wollen. Obwohl der Aufenthalt mir weniger peinlich gewesen war, als ich erwartet hatte, so wollte ich doch nichts davon hören. Ein letzter stürmischer Regentag, der so kalt war, daß man Feuer anzünden mußte, hielt uns nothgedrungen in den ungeheuren und einsamen Sälen des Schlosses zurück, und mein Heimweh erwachte schnell aufs Neue. Ich erklärte lebhaft Herrn Mauville, daß ich wünschte, die Meinen wiederzusehen, und daß er mich verpflichten würde, wenn er mich nicht zurückhielte. Es kam zwar nicht sofort in seinen Manieren zum Vorschein, aber ich errieth doch, daß er sich verletzt fühlte. Dieser Grobian war empfindlich. Nachdem der Wirth all' seinen Leuten die Erlaubniß gegeben, sich schlafen zu legen, blieb er sitzen und trank mehr, als ihm zuträglich war, und je weniger leicht er seine Zunge zu meistern vermochte, desto heftiger verrieth sich sein Groll gegen mich in lebhaften Bemerkungen. Er begann mir von der Abgeschiedenheit und Einsamkeit seines Schlosses zu erzählen, dann sprach er von dem Halbdunkel des großen Saales, in dem wir allein an der Tafel sitzen geblieben waren. Endlich machte er auf die späte Stunde aufmerksam und beschrieb die tiefe Einsamkeit des Waldes, in der eben die Stürme heulten und die Eulen krächzten. Ich verlor augenscheinlich die schöne Farbe ein wenig, die mir der Wein verliehen hatte, und bald konnte ich einen leisen Schauer nicht unterdrücken, dem bald ein zweiter und noch zehn andere folgten. Und je mehr ich unwillkürlich die Verwirrung bliden ließ, die mir die graulichen Erzählungen meines Wirthes verursachten, desto deutlicher sah ich, wie, entweder aus wahren Vergnügen über

meine Furcht oder als Resultat seines allzueifrigen Trinkens, seine hellen Augen in boshafter Freude aufleuchteten.

„Se he, mein junger Freund, Sie scheinen sich unbehaglich zu fühlen,“ bemerkte der Chevalier ohne das geringste Mitleid. „Trinken Sie doch noch ein bißchen von diesem leichten Burgunder; das wird Ihnen wieder Herz und Farbe geben!“

Ich nahm an, denn ich mußte mir wirklich etwas Muth machen. Dann lobte ich, um ihn von seinen gräßlichen Spukgeschichten abzubringen, seinen Burgunder in auffälliger Weise. Doch ich glaube, der Chevalier, der diese kleine List durchschaute, ließ sich dadurch von seinem Thema nicht abbringen, und ob er mich nun noch tüchtiger mystifizieren wollte, oder ob wirklich eine tragische Erinnerung ihm durch den Kopf schoß, jedenfalls wurde er plötzlich düster, sah sich mißtrauisch um und murmelte dann mit seltsamer Stimme:

„Ja, allerdings; der Wein ist nicht schlecht; doch ich habe in meinen Kellern in einem nur mir allein bekannten Versteck einen leichten kleinen Bolnay, der jetzt nach so langer Zeit herrlich, köstlich schmecken muß.“

Er schien zu zögern, dann fuhr er mit noch leiserer Stimme fort: „Ich will Ihnen davon zu kosten geben... aber ich kann ihn nicht ganz allein holen, und der kleine Mann, den ich mitnehmen möchte, hat jedenfalls zu große Furcht, um sich auf den Weinen zu halten?“

Aufrichtig gestanden fürchtete ich weit mehr, allein in dem großen Saale zu bleiben, als ihn zu begleiten. Ich erklärte also, ich würde ihm gern folgen. Wieder zuckte es in seinem Auge auf, und ich erkannte, daß ich unwillkürlich in eine Falle gerathen war. Er erhob sich, blies die Lichter aus und ging mit leisen Schritten nach der Küche, wo er eine Blendlaterne anzündete, die ich tragen sollte. Er führte mich dann ebenso leise und scheu in eine Art Keller, wo er eine Schaufel holte. Wir stiegen mit denselben unerklärlichen Vorsichtsmaßregeln in die geräumigen Kellergebäude des Schlosses, wo wir mehrere niedrige Säle durchschritten. Eine tödtliche Kälte fiel von der Wölbung auf unsere Schultern hernieder, und die Laterne, die in meiner Hand immer heftiger hin und herschwankte, beleuchtete nur sehr unvollkommen die düstere Tiefe dieser Räume. Der Chevalier blieb erst vor einer schmalen Thür stehen, die in die Mauerwand des abgelegenen Kellers eingelassen war. Endlich zog er aus seiner Tasche einen großen, verrosteten Schlüssel; die Thür knarrte in ihren Angeln, öffnete sich und wurde wieder vorsichtig geschlossen.

Der Chevalier ergriff den Spaten, und nachdem er rechts und links gemessen, begann er die schwarze und weiche Erde des Kellers aufzugraben. Das Loch wurde bald sehr tief. Nun ließ Herr v. Mauville die Schaufel fallen, stieg in die Grube, bückte sich, durchsuchte die aufgeworfene Erde mit seinen eigenen Händen und zog mehrere kleine Stücke von weißlicher Farbe hervor, in denen ich zitternd Knochen zu erkennen glaubte. Dann erstickte er fast in demselben Augenblick einen Freudenschrei, sprang aus dem Loche und zeigte mir triumphirend eine Flasche von alter Form, an deren Hals ein gezählter Gegenstand von ebenfalls weißer Farbe hing, der — ich konnte keinen anderen Vergleich finden — einem Gebiß ähnlich sah. Der Chevalier vertraute mir die Flasche während der Zeit an, die er brauchte, um die Grube wieder zuzuschütten. Als dies geschehen war, verließen wir den eisigkalten Keller, durchschritten wieder die düsteren Gewölbe, und ich sah mich nicht ohne einen Seufzer der Erleichterung in dem Speisesaal wieder.

Mein Wirth stellte die Laterne wieder auf den Tisch und entlockte die berühmte Flasche. Wir stießen an, tranken dann, oder vielmehr, er trank, denn ich war von allem dem, was wir gethan, so aufgeregt, daß ich den Wein nicht hinunterzubringen vermochte.

„Ausgezeichnet, nicht wahr? Welche Kraft, welches ausgezeichnete Aroma!“ rief der Chevalier und erhob bei jedem Worte das Glas.

Dann errieth er an dem Bittern meiner farblosen Lippen die Frage, die ich nicht auszusprechen wagte, kicherte leise satanisch auf und sagte:

„Ich wette, Sie wollen mich fragen, warum der Bolnay in dem Keller eingegraben war und warum ich den Schlummer meiner Leute abgewartet habe, um ihn ans Licht zu bringen. Hm, das ist ein großes Geheimniß, das ich Auserwählte eigentlich für mich behalten sollte. Doch, wenn ich betrunken bin, wird es mir ungeheuer schwer, meinen Mund zu halten. Außerdem sind Sie jetzt mein Mittheilhaber. Doch kommen Sie näher, solch' kleine Späße dürfen nur ganz leise erzählt werden!“

Ich hatte nicht den Muth, meinen Stuhl dem seinen zu nähern, und blieb, die Augen auf die seinen geheftet, in einer Art Bezauberung sitzen, die abzuschütteln ich nicht mehr den Muth hatte. Endlich begann er, noch immer leise und mit schwerer Stimme:

„Mein Vater hatte mir einen gut ausgestatteten Keller hinterlassen, doch von diesem leichten, diesem duftigen Bolnay befanden sich darin nur etwa hundert Flaschen. Da sie in die Hände eines Feinschmeckers meiner Art fielen, so wurden sie schnell geleert, und eines Morgens — o, es war ein trauriger Morgen — theilte mir der Kellermeister mit, daß von meinem Lieblingswein nur noch 21 Flaschen vorhanden wären. Ich bekam einen großen Schreck und wollte die letzten Flaschen wenigstens noch in würdiger Gesellschaft trinken. Ich lud den Grafen von Chaneilles, meinen einzigen Freund, zu dieser Festlichkeit ein. Als wir gerade bei dem Punkte der Sättigung angelangt waren, wo der Hunger das Vergnügen nicht mehr stört, ließ ich 20 Flaschen des berühmten Weines auf den Tisch bringen, und nur eine einzige blieb im Keller zurück. Ich verabschiedete die Dienerschaft wie heute Abend, und wir theilten uns in die berühmten Flaschen.“

Der Kampf begann. Beim ersten Anfang der Trunkenheit bemühten wir uns, von unserer Eigenliebe als Trinker angefaßt, den Flaschenbatterien gegenüber die Fassung zu bewahren. Ich weiß nicht, in welcher tollen Suggestion, von Wette zu Wette, von Aufschneiderei zu Aufschneiderei, wir dazu kamen, mit den unverletzlichen Eiden zu schwören, daß der erste, der unter den Tisch fallen würde, in dem nämlichen Keller, in dem sich die letzte Flasche befand, von seinem Freunde lebendig begraben werden sollte. Diese kleine Unannehmlichkeit passirte meinem Freunde. Er hatte die Ungeschicklichkeit oder die Unklugheit, als er den Arm nach einer der Flaschen ausstreckte, von seinem Stuhle zu gleiten und unter den Tisch zu fallen.“

„Oh, Herr Chevalier,“ rief ich athemlos, und die Hände vor Entsetzen ringend, „Sie haben diesen Schwur doch nicht gehalten?“

„Sie kennen mich schlecht,“ versetzte mein Wirth, in schneidendem Tone, „ein Edelmann hält das Wort, das er gegeben hat, und wenn er noch so betrunken ist. Ich muß trotzdem gestehen, daß es mir ein wenig schwer fiel, mein Versprechen zu halten, denn da ich selbst total betrunken war, so hatte ich alle erdenkliche Mühe, den Grafen an den Weinen bis zum Keller zu schleppen, wo ich den Spaten und die Laterne holte, dann lud ich ihn auf meine Schultern, um das untere Gewölbe zu erreichen. Schnell grub ich das Grab; neben mir lag mein Freund auf dem Erdboden und schnarchte wie ein Murmeltier. Ich mußte ihn in das Loch hinablassen, dann lehnte ich ihn stehend an die Erdwand, so gut es gehen wollte, ohne daß er erwachte, und begann erst um ihn herum aufzuwerfen. Die Erde reichte ihm bereit bis an die Achselhöhlen, als er die Augen öffnete, und nun begann der unangenehmste Theil der Arbeit. Der Graf, der unter der Frische der Wölbung wieder zum Bewußtsein kam, hatte den schlechten Geschmack, die Ausführung des Schwures verhindern zu wollen. Mit seinen frei gebliebenen Armen bemühte er sich aus dem Loche herauszukommen. Glücklicherweise war er schon mehr als bis zur Hälfte begraben, und dadurch wurden seine Bemühungen so lächerlich vergeblich, daß ich keine Gewalt anzuwenden brauchte, um ihn zur Vernunft zu bringen. Ich warf daher ruhig und einfach die Erde weiter in das Loch, und da mein Spaten breiter als seine Hände waren, so warf ich immer mehr hinein, als er hinauswerfen konnte, so daß die Grube trotzdem voll wurde. Als er sah, daß die Erde ihn bis zu den Schultern bedeckte und nur sein Kopf und seine Arme herausfahen, hörte er auf, mich zu beschimpfen. Er rang seine zitternden Hände und begann, mich an unsere Kindheit, an unsere Spiele, die zusammen verübten Streiche, an allerlei Dinge aus der Vergangenheit rührender und lieblicher Art zu erinnern, die sicherlich einen Mann, der nicht geschworen hatte, gerührt hätten. Als die Erde ihm ans Kinn reichte, fing er an zu weinen — zu weinen, wie ein ganz kleines Kind. Um zu schluchzen, öffnete er in seinem blassen Gesicht einen Mund, der so schwarz aussah, daß ich mich versucht fühlte, ihm eine tüchtige Hand Erde hineinzuworfen, die mit einem Schlage seine albernen Jeremiaden erstickt hätte. Eine gewisse Schwäche hielt mich zurück, und als ich sah, daß sein wirrer, wahnsinniger Blick sich nach dem entferntesten Winkel des Kellers auf die letzte Flasche Bolnay richtete, da ergriff ich diese Flasche und reichte sie ihm, um seine Hände zu beschäftigen, die mich in meiner Thätigkeit störten. Er ergriff

ste giert; entweder hatte die Furcht seinen Durst wieder neu belebt, oder er wollte sich in einem letzten Rausch Vergessenheit vor dem Tode trinken. Er senkte also die beiden Arme, zog mit aller Gewalt an der Flasche und suchte sie mit den Zähnen zu entlocken. Auf diese Bewegung hatte ich gerade gewartet, denn nun warf ich ihm heftig alles auf den Kopf, was noch von Erde in der Grube zurückgeblieben war. Hierauf machte sich eine Art seltsames Gittern wie das Rauschen von Wellen bemerkbar; doch ich trat und schlug mit der Hacke darauf, bis sich nichts mehr rührte."

In diesem Augenblick brach der Chevalier in ein lautes und schnetendes Lachen aus, das so diabolisch klang, daß ich vollends den Kopf verlor. Ich warf mich in meinen Stuhl hintenüber und hatte die gräßliche Empfindung, als fälle ich von meinem Sessel und rolle unter den Tisch, während Hände voll kalter Erde mir auf den Nacken stürzten und dicke Jagdstiefel mir den Schädel einträten.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich nicht in dem Keller, bis an den Hals begraben, sondern ich lag, sorgfältig zugebedt, in meinem Bett. Nie habe ich erfahren, ob der Chevalier selbst mich zu Bett gebracht hatte. Jedenfalls hatte ich die ganze Nacht hindurch das Fieber, reiste aber trotzdem bei Tagesanbruch ab, ohne von meinem Wirth Abschied zu nehmen.

Erst zu Hause überzeugte mich mein Vater, nicht ohne Mühe, daß Herr von Mauville sich über meine Hasenfüßigkeit lustig gemacht und mich aus Aerger über meine Undankbarkeit mystifiziert hatte.

Trotz dieser Versicherungen bin ich nie in das Schloß zurückgekehrt, und nie habe ich seitdem wieder Volnay getrunken.



Renovierungen sowie Reparaturen

Bierpressen, Wasserdruck- und Kohlen säure - Automaten
Badeöfen aller Systeme, Gießschäume, Elektr. Klingelanlagen, Gas- und Wasserleitung.

Billigste Berechnung.

Friz Klein, Adelheidstr. 54, Ecke Karlstraße.

Wohnung: Rheinstraße 44.

4261

Herrenkleider

werden repariert, gereinigt und gebügelt.

Ausführung fein, billig und prompt.

Auf Wunsch im Hause abgeholt.

Leonh. Himmerich, Herrenschneider,

Adlerstraße 55, Hinterh. 1 St. 5025

NB. Auf Wunsch Anfertigung nach Maß.

Brautleute

finden stets große Auswahl in

Möbel — Betten

Kleider-, Wasch- und Spiegel-Schränke, Nachttische, Kommoden, Wasch-Kommoden, Küchen-Einrichtungen, Stühle, Spiegel, Sofas, Tischen, Sprungrahmen, Matten in Haar, Seegras und Wolle. 3380

Wilh. Mayer, 22 Markstraße 22,

(kein Laden), gegenüber der Schweinemehlgereihardt.

Akademische Zuschneide-Schule

von Fr. J. Stein, Bahnhofstraße 6, Hth. 2,
im Adrian'schen Hause.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage f. d. sämtl. Damen- und Kindergard., Berliner, Wiener, Engl. u. Pariser Schnitt. Leicht faßl. Methode. Vorzügl. prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung f. Schneiderinnen u. Directr. Schül.-Aufn. tägl. Cost. w. zugeschn. und neigefertigt. Taillennuß. incl. Futter u. A.-pr. 1.25, Rocksch. 50 Pf bis 1 M. Stoffbüstenverkauf. 7440

„Hotel Schwan“

mit altdeutscher Weinstube,

Liebfrauenplatz, **MAINZ**, Liebfrauenplatz.

Neu renoviert!

Pferdebahn nach allen Richtungen. — Gutes bürgerliches Haus
Seit März wieder im Selbstbetrieb.

4608

Hochachtungsvoll **Hch. Schaedler.**



Petroleumkocher
von Mt. 1.50 an.
Spirituskocher von Mt. .50 an
empfiehlt
Franz Flössner,
Wellenstr. 6.



Große Cigarren pp. Versteigerung.

Wegen Geschäftsaufgabe läßt Herr A. Geisser am

Dienstag, den 13. Mai cr., Morgens 9½ und
Nachmittags 2½ Uhr

beginnend, im Laden

No. 40 Rheinstraße No. 40

Ecke Rhein- und Moritzstraße

die gesammten noch vorhandenen Waarenvorräte, als:

ca. 60 000 Cigarren

(bessere und feinste Marken), 100 Pakete

Tabak, Spazierstöcke v. v., ferner

fast neue Laden-Einrichtungs-Gegenstände,

als: 1 Real 4 m lg. mit Spiegelschränken,

1 fl. Real, 2 Erkergestelle, 4 Glaskübel,

2 Rouleaux, 2 Glaskästen, 1 ovaler Gold-

spiegel etc.

öffentlich meistbietend gegen Baarzahlung versteigern.

Laden-Einrichtung kommt Nachmittags präcis 3 Uhr
zum Ausgebot. 600

Wilh. Helfrich,

Auctionator u. Taxator



Bügeleisen

von Mt. 2.75 an.

Plättisen, Plättbretter,

Waschtöpfe,

Bügelstühle geschmied.

Franz Flössner,

Wellenstr. 6. 4047

Email-Firmenschilder

liefert in guter Ausführung in 3-8 Tagen.

Wiesbadener Emailwerk von **M. Rossi,**

Mauergasse 12.

Meßgergasse 3. 4117



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Berechtigter Grund.



Dame: „Hoffentlich giebt es kein Ungeziefer — keine Mäuse!“
Hausverwalter: „I bewahre! Die zulezt drinnen gewohnt,
hatten ja selber nichts zu beißen!“

Paßt nicht.

Bettler (in der Nähe einer Badeanstalt zu seinem Kollegen):
„Gehst Du dort 'mal hinein?“
— „Werd' mich hüten; dort könnte einem zugemuthet
werden, sich umsonst zu baden!“

Er hat Recht.



„Was verstehst denn Du von Frauenkleidern?“
„Allerdings nur was sie kosten!“

Eine Geschäftsfrau.



Wirthin: „Schau, Seppel, der Herr Postverwalter sitzt da bei uns jeden Tag und trinkt eine Maß Bier nach der anderen. Da möchten wir uns schon 'mal revanchiren. Du mußt schon 'mal auf die Post geh'n und mußt ihm a paar Briefmarkeln abtaufen!“

O weh!



„Sie klagen über schlechte Geschäfte, Herr Doktor! Vergangenes Jahr hatten Sie doch noch eine ausgezeichnete Praxis!“
 „Ja, da lebten meine Patienten noch alle!“

Die Rose und der Rastirer.

(Frei nach Heine.)

Eine Rose verduftet einsam
 Im Norden, am Strand der See;
 Sie schlummert; doch ach, im Traume
 Ergreift sie ein tiefes Weh!

Sie träumt von einem Rastirer
 Im Süden, am Meeresstrand,
 Der eben auf einem Dampfer
 „Verduftet“ nach Helgoland.

Mitado.

Druckfehlerteufel.

„Zum Schluß gab er ihm einen Schmutz.“

Verichtigung:

In unserer vorigen Nummer muß es nicht heißen „Schmutz“, sondern „Schmaß“. Ersteres war ein sinnstörender Dredfehler.“

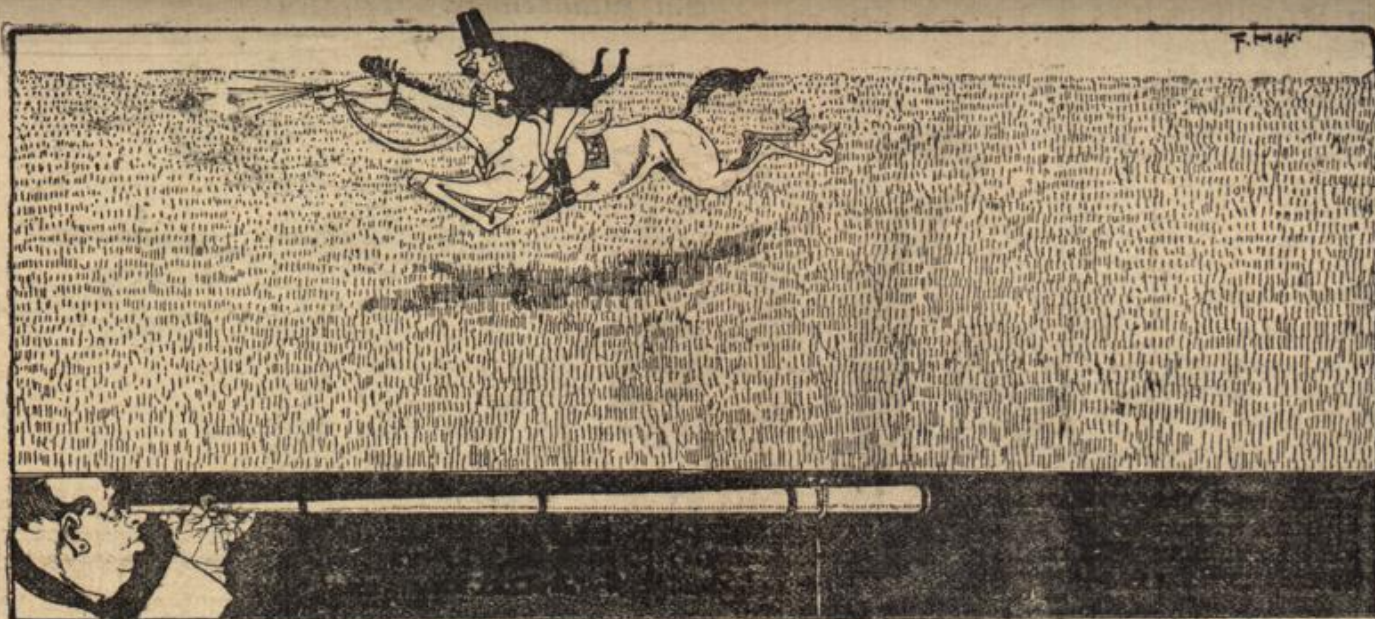
Rathederblüthen.

Es giebt Menschen, die, wenn sie auch tausend Jahr alt werden, doch nichts erleben.

Wenn die alten Indier gestorben waren, gingen sie an den Ganges und warfen ihre Leichen in den Fluß.

Friedrich der Große war ein tüchtiger Feldherr, er stellte das Centrum immer in der Mitte auf.

Oedipus zweifelte an seiner Echtheit.



Erster Parvenü: „Mein Gut ist so groß, daß ich den ganzen Tag reiten müßte, um herumzukommen.“
 Zweiter Parvenü: „Das ist gar nichts; mein Gut ist so groß, daß ich den ganzen Tag sehen muß, um es zu überblicken!“

Illustrirte Redensarten in sechs Bildern
 von J. Ferrou.



Ein überspannter Gelehrter.



Ein bemoostes Haupt.



Eine unrichtige Behauptung.



Ein zerstreuter Mensch.



Eine geschlossene Gesellschaft.



Ein offener Kopf.

Ein Praktikus.

„Wird Ihr Töchterchen bald Klavierspielen erlernen, Herr Wamperl?“

„Natürlich; sobald Ihre Beine so lang sind, daß sie das Pedal erreichen kann.“

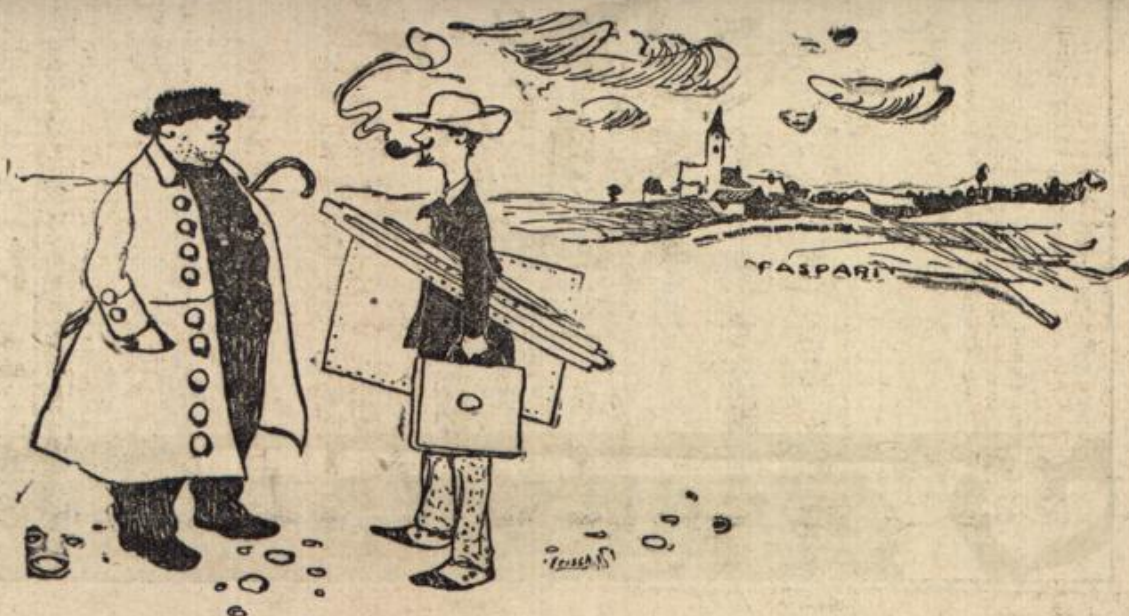
Anspielung.

Söhnchen:

„Mutter, gib mir doch etwas Papier, damit ich darauf malen kann.“

Mutter (mit einem Seitenblick auf ihren anwesenden Gatten): „Du kannst in meinem Wirtschaftsbuch die Seite mit der Rubrik „Einnahmen“ bemalen, — da steht schon seit langer Zeit nichts drauf.“

Ein Kunstkenner.



„Ich möchte mich schon malen lassen, Herr Pinsler, aber sagen Sie 'mal erst — thut das weh?“

Das Einzige.

A.: „In Fräulein Neumanns Wohnung befindet sich etwas, das mir absolut nicht gefällt.“ — B.: „Was ist denn das?“ — A.: „Ihr Vater.“

Da so!

„Mich bringen sechs Mann nicht vom Fleck!“ — „Oho! Oho!“ — „Vorangesetzt, daß der Fleck eine Wirthsbank ist!“

Hexenbild.



„Es waren doch eben zwei Herren da! Wo sind denn die gelieben?“

Gedankensplitter.

Tugend und Gerechtigkeit siegen stets — in Theaterstücken.

Freundschaft addirt, Neid subtrahirt, Haß dividirt, Liebe multiplizirt.

Die Unschuld durch Beispiele warnen, heißt sie verführen.

Wie man spricht.

„Der Bahn ist kurz, die Neu ist lang“, sprach Müller, da feierte er seine silberne Hochzeit.

Andeutung.

Erster Herr: „Dann würde ich jedenfalls Ihre Gefühle nicht verletzen, wenn ich Sie einen Lügner hieße.“

Zweiter Herr: „O durchaus nicht, wohl aber, glaube ich, würde ich Ihre Knochen verletzen.“

Hexenbild.



Wo ist Diana?